

Wachtmeister Kobalz

Eine Erzählung von Pierre

Die große Uhr an der Bahnüberführung, die aus dem zerfließenden Dämmer des ersten Tages herauszutreten begann, zeigte die vierte Stunde.

Der Alexanderplatz lag menschenleer. Nur hier und da strich wie ein eiltiger Schatten eins der armseligen Freudenmädchen vorbei. Aus einer Defilade mit Nachtsonne in einer der Nebengassen, in denen die Häuser, entblättert, grau und menschenüberfüllt, wie verdorbene Greise die quälende Enge noch zusammenzurücken schienen, klang verworrener Lärm.

Wachtmeister Feix Kobalz ging mit hartem, ruhigem Schritt über das Pflaster, die Hand lässig spielend am Gummiknüppel, die Augen auf den massiven Bau des Polizeipräsidenten gerichtet, dessen düster-schmutziges Rot jetzt aus der fliehenden Nacht wie ein überlebensgroßes Gespenst aufzutreten schien.

Ein langer, felsam dünner Pfiff flog plötzlich über den Platz. Er schien wie ein Baden in der feuchten Luft zu hängen.

Wachtmeister Kobalz sah sich überrascht um, die Gestalt duckte sich, in sein Gesicht kam ein lauernder Ausdruck.

In rasendem Tempo segte ein Radfahrer vorbei, ohne Licht, etwas Weißes, Beckenfülltes in der Hand. Ein Häufchen Zettel flatterte vor die Füße des Wachtmeisters. Der Radfahrer war schon untergetaucht, verflucht vom Nebel zwi- schen Tag und Nacht. . . . Jetzt mochte er am Rathaus sein.

Wachtmeister Kobalz würde, wenn er zur Waffe gegriffen hätte, ins Nichts gefeuert haben.

Er bückte sich. Griff die Zettel, die, primitiv verbiefelt, noch nach dem Teer der Walze rochen, und las:

„Schupos! Kameraden! Brüder!

Helft mit, das Ende der braunen Schreckens- herrschaft beschleunigen!

Verbreitet die Wahrheit! Schiebt nicht auf eure Klassenossen! Wehrt Euch gegen den Drill der faschistischen Reaktion. Der Sieg des Volkes naht!

Schupo, willst Du mit den Mördern enden oder für die Freiheit kämpfen? Kamerad, entscheide Dich!

„Es lebe der Sozialismus!“

Wachtmeister Kobalz steckte die Zettel hastig in seine Mochtasche. In seinem hartge- meißelten Gesicht suchte keine Miene. Der gesammelte Blick der grauen Augen ruhte auf dem schmutzigen Rot des Polizeipräsidenten. Tot, ver- lassen, stumm lag jetzt der Alexanderplatz. Das Aufklappen der Stiefel des Polizeibeamten, das in rhythmischem Hämmern über den Platz schallte, war seine einzige Melodie. . . .

„Es ist eine Schande und ein Skandal, Herr Kommissar“, schrie Dr. Lügler und warf ein Altenstück auf den Tisch, daß es knallte, „wenn der Herr Ministerpräsident das erfährt, gehe ich hops! Marxistische Berlegungpropaganda in sei- ner Schupo! Untermenschen im preußischen

Waffenrock —! Wissen Sie, was das heißt? Was sagt denn Bebekow dazu?!“ Der Kommissar kniff die Augen zusammen, während die Hand nervös auf der Tischplatte spielte, dann suchte er, wie in plötzlich nachlassender Spannung resigniert die Achseln.

„Der Alte macht Staub, pfeift uns an und hält im übrigen Winterschlaf im Sommer. Die untere und mittlere Beamenschaft aber, ent- täuscht wegen der erwarteten, aber nicht einge- tretenen Karriere, grinst und wigelt insgeheim. Die sind es natürlich nicht. Die Brut sitzt unter den ganz Lokalen. . . .“

„Wozu sind Sie denn Gestapo-Kommissar“, brüllte Lügler und spuckte wütend aus, „wenn so etwas passieren kann! Sie kennen nicht ein- mal Ihre eigenen Leute und da glauben Sie, die Staatsfeinde auszrotten zu können?!“

„Herr Doktor“, begann der Kommissar mit fast röhrender Stimme, „wenn nicht aus lauter Ehrgeiz einer gegen den anderen arbeiten würde — — —“

„Lassen Sie das“, sagte Dr. Lügler trocken, mit einem spöttischen Unterton in der Stimme, „wollen Sie sich das Konzentrationslager an den Hals schweißen?“

„Machen Sie die Kerle absduhreif, brennen Sie aus, holen Sie Nacht um Nacht alles aus den Betten, was nicht stubenrein ist. Sie können machen, was Sie wollen, gedeckt wird alles. Aber sorgen Sie gefälligst dafür, daß ich bis zum nächsten Bericht die Sauerei los bin! Löf- seln Sie bitte Ihre Suppe allein aus —. Und wie ist es denn mit der Fruchtstraße? Mischen Sie mal ruhig da wieder rein! Drei Wochen Freiheit sind zuviel. Das bekommt dem Angeziefen nicht — — —“

In der kleinen, engen Wohnung in der Fruchtstraße, Hinterhaus, zweiter Flügel, drit- ter Stock, brennt ein trübes, abgedämpftes Licht. Auf dem alten, unsäglich verstimmt Klavier aus der Konkursmasse eines Ramschhändlers spielt Franz unablässig Walzer von Strauß. Es klingt blechern und einfältig, wie der Schwanen- gesang eines sterbenden Grammophons. . . . Er spielt, um das leise Knacken und Surren des Ver- bieflungsgapparates zu übertönen. Wie treu, wie rastlos das kleine Getriebe arbeitet! Paul, der den Apparat mit fiebernder Hand bedient, umklammert die Maschine mit zärtlichem Blick. Unter unsäglichem Mühen wurde sie gereizt —. Auf einem Speicher schlummerte sie, von Müll und Lumpen bedeckt. . . .

Bis Paul zurückkam aus Oranienburg. Jetzt sind sie drei Genossen, ein winziger, kaum sichtbarer Punkt in der Masse der zwangsweise faschisierten Millionen, ein Nichts gegen den er- barmungslosen Terror- und Vernichtungappa- rat der Gestapo. Und doch. . . es ist das vierte Flugblatt, das sie heute herausbringen. Spezial- propaganda, Aufklärung der Schupos. . . „Ber- legungsarbeit, Hoch- und Landesverrat“ nennen das die regierenden Hoch- und Volksverräter. |

Und es wird, wenn versehentlich kein Er- schießen „auf der Flucht“ erfolgt, mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft. Draußen steht der dritte im Bunde, Karl, auf „Schmiere“. Im Gewirr des vielästigen Hofes versteckt, hinter einer alten Regentonne. Von hier aus kann er den schmalen Aufgang gut überblicken und so die einzig mögliche Annarschstraße des Feindes beschatten. . . .

Franz spielt noch immer, schmachtend und mit Gefühl, Wiener Strauß-Walzer. Die Klein- rentnerin Ida Penke, die bei den Nazis ist und die Leute im dritten Stock nicht ausziehen kann, läßt trotzdem ihren „Angriff“ im Stich und horcht beselig hin auf.

„So 'ne Begabung“, sagt sie mit leisem Seuf- zen, „und doch ein Untermensch —“. Sie mur- melt es kopfschüttelnd. Und in diesem Kopfschüt- teln liegt die ganze Tragikomödie des deutschen Kleinbürgertums. . . .

Es ist kurz vor zehn Uhr am Abend. Ein unfreundliches, regnerisch-windiges Wetter klatscht an die halbblinden, kleinen Fenster- scheiben.

Franz spielt unermüdlich. Paul hat bereits 50 Stück des neuen illegalen Flugzettels fertig. Schweiß klebt ihm an der scharfgekanteten, zer- grübelten Stirn.

Plötzlich — — zwei kurze, harte Piffe. Eine Stimme zischt, unterdrückt, aber doch deut- lich hörbar, „verdamm!“ Dann poltern schwere Stiefel eilig die Treppe herauf. Sekunden später donnert es gegen die Tür: „Aufmachen! Poli- ze!“ Franz geht öffnen. Herein stürzen zwei Kriminalbeamte in Zivil, zwei Schupos. . . .

„Hausdurchsuchung“, sagt der eine Kriminal- beamte kurz und zeigt einen entsprechenden Wisch vor.

„Bitte“, meint Franz freundlich. „Was lesen Sie da?“ schreit der andere Bulle Paul an. Paul übergibt ihm lächelnd das Buch. Sein Titel lautet: „Deutschlands Weltgeltung im Segelflugsport“. . . .

Die Blicke der Kriminalbeamten überflie- gen mißtrauisch die aufgeschlagenen Walzer-Noten. „Strauß“, sagt der eine mit Betonung, so, als ob er ein wichtiges Indiz entdeckt habe, „spielen Sie mal“. Sein fetter Ringfinger deutet auf Franz. Franz seht sich ans Klavier und spielt. Mit soviel Schmelz, daß die Kleinrentnerin Ida Penke wieder entzückt aufhorcht.

„Alles durchsuchen“, sagt der befehlshabende Kriminalbeamte kurz.

Der eine Krimi geht mit einem unifor- mierten Beamten in die Küche, der andere durch- stößt mit dem zweiten Uniformierten das Zimmer, in dem Paul und Franz sich aufbal- ten. Der Krimi beschneift Klavier und Ofen sowie einen Schrank, der Schupo nimmt den anderen Teil des Zimmers. Jetzt nähert sich der Uniformierte dem Bett.

Paul steht ruhig, aber schweratmend, ganz da. Der Schupo-Wachtmeister Ernst Kobalz

schlägt die Bettdecke auf, sieht dann Paul für einen Augenblick tief und durchdringend in die Augen. Jäh schlägt er die Decke wieder zurück.

„Nichts gefunden —“ sagt er ruhig und sachlich zu dem Strimi. „Ich auch nichts“, knurrt der zurück.

Auch die zwei, die in der Küche waren, kommen enttäuscht ins Zimmer.

„Schwein gehabt“, knurrt der Expeditionsleiter, „aber da stimmt trotzdem etwas nicht —“

Noch ein paar musternde Blicke, dann ziehen

die vier ab . . . Paul und Franz stehen vorn an der Tür, sehen ihnen lange nach . . .

Wachtmeister Fritz Koback geht wieder seinen nächtlichen Kontrollgang über den menschenleeren Alexanderplatz . . . Die große Uhr an der Bahnüberführung nähert sich der vierten Stunde. Hart und schwer dröhnt der Schritt des Wachtmeisters über das Pflaster. Lässig spielt seine Hand mit dem Gummiknüppel, die Augen blicken verwandt nach dem schmutzig-roten Massiv des Polizeipräsidentiums . . .

Die Tote von Nr. 96

Von A. L. Nordhausen

Der kleine, beleibte, spitzbärtige Herr, mit der Brille, der sich mit dem kuriosen Namen Bretteffer eingetragen und noch für keinen der drei Sanatoriumsärzte entschieden hatte, kam am Morgen des zweiten Tages ins Büro des Direktors.

„Gestatten Sie mir eine Vertrauens- oder Gewissensfrage, Herr Direktor?“

„Bitte gern. Bitte, Platz zu nehmen!“

Danke! Wieviel Patienten sind hier im Laufe der letzten Jahre gestorben?“

Der Direktor blickt schräg den Gast an, der lässig im Besucherstuhl lehnte; er machte keinen günstigen Eindruck, fast einen unheimlichen. Der Mann war aber zweifellos harmlos.

„Keiner“, antwortete der Direktor höflich, immerhin leicht gereizt: „Wir erhalten die Gäste, um sie geheilt zu entlassen!“

„Nun ja, natürlich. Immerhin ist gegen den Tod kein Kraut gewachsen!“

„Hier können Sie völlig unbesorgt sein, Herr Bretteffer!“

„Das bin ich, nach Ihrer Auskunft!“

„Darf ich Ihnen als Arzt Obermedizinalrat Dr. Hammel vorschlagen?“

„Sehr freundlich. Danke. Noch eine Frage: Wie lange sind Sie Direktor dieses Unternehmens?“

„Sechs Jahre.“

„O, nur sechs Jahre? Dann werde ich es mir doch überlegen!“

In diesem Augenblick klopfte es von außen an die Tür. Eine Angestellte kam, bleich, rasch; sie legte einen Zettel auf den Schreibtisch des Sanatoriumsleiters.

Der Direktor verfärbte sich, zerkrümelte den Zettel und blickte den Besucher mit verkniffenem Gesicht an.

„Eine eilige Maßnahme . . . Ich hoffe, daß sie überzeugt sind.“

Der kleine, beleibte, spitzbärtige Herr, dessen Augen so kurios beweglich und nicht sehr ehrlich waren, erhob sich.

„Ich werde Ihnen heute Abend Bescheid geben, ob ich bleibe.“

Der Direktor eilte auf Zimmer 96, Obermedizinalrat Dr. Hammel, der erste Arzt des Sanatoriums, war schon vor ihm ins halbdunkle Zimmer getreten. Eine Schwester stand innen an der Tür.

„Tatsächlich — tot?“ fragte der Direktor mühsam, erregt vor unerklärlichem Zorn.

„Ja, tot.“

Der Zorn des Direktors wirkte peinlich, unangebracht, gekünstelt. Es war nicht nur Zorn auf die junge Frau, die am zweiten Tage ihrer Anwesenheit im Sanatorium zu sterben gewagt hatte — der erste Todesfall in den sechs Jahren —, nein, gleichzeitig Zorn auf den ärgerlichen Fragesteller, der das Thema mit seinem vorzeiglichen peinlichen Fragen aktuell machte.

Der Chefarzt stand mit verchränktem Armen an der Leiche. Direktor Stolpen blickte schräg zu ihm.

„Herzschlag?“

„Herzschlag!“

Der Arzt beugte sich noch einmal über den leblosen Körper. Er tastete, rief nach Licht, maß mit einem Instrument, verlangte plötzlich sinnlos erregt, eine Lampe, und nach Ewigkeiten sprach er gepreßt, mit verzerrtem Gesicht, zum Sanatoriumsleiter:

„Verbrechen! Die Frau ist ermordet!“

„Was sagen Sie?“

„Stich ins Herz mit raffiniertem Instrument: die Wunde ist kaum wahrzunehmen. Eine tolle Sache.“

„Polizei?“

„Ja, es wird immer böser. Lassen Sie die Polizei kommen. Bitten Sie um schonende Maßnahmen, im Interesse der übrigen Patienten und des Rufes des Sanatoriums.“

Der Direktor wußte das alles selber und ging mit verkniffenem Gesicht, um alles Nötige, selbst am Telephon, zu veranlassen. Der sinnlose Zorn auf den kleinen spitzbärtigen Herrn, der im Grunde unschuldig an dem Vorfall war, stieg, und erst im letzten Augenblick entschloß sich Direktor Stolpen, dem Herrn, der ihm auf der Treppe begegnete und der ihn zuerst grüßte, den Gruß zu erwidern.

Die Beamten arbeiteten allein im Zimmer Nr. 96. Es war ein großes Doppelzimmer, das sonst von zwei Personen, meist einem Ehepaar, bewohnt wurde; es hatte eigenes Bad mit allen familiären Einrichtungen, kleinen Vorraum, Balkon usw. Die Untersuchung aller dieser Räume nahm geraume Zeit in Anspruch. Endlich kam Direktor Stolpen zur Vernehmung. Der Arbeit der Kriminalbeamten hatte er nicht beizuhelfen dürfen.

Der Direktor wußte nicht viel über die Verstorbene. Sie hatte sich telephonisch im Sanatorium angemeldet und war daraufhin vom Sanatoriumsauto am Bahnhof der nächsten Stadt abgeholt worden. Sie war sogleich auf Zimmer Nr. 96 gekommen und hatte das Zimmer noch nicht verlassen.

„Ob sie selbst telephoniert habe“, fragte einer der Beamten. Das wußte der Direktor nicht mehr. „Ob sie mit jemand zusammengekommen sei?“

„Ja, mit einem Herrn, der sich einen Tag vorher schriftlich angemeldet hatte; ebenfalls ein neuer Gast, der uns bisher nicht bekannt war. Durch ihn ist erst der ganze Ärger hervorgerufen.“

„Wieso? Was ist mit diesem Herrn?“

Der Direktor lächelte hilflos. Es sei nichts. Ein vorzeitiger Auspruch in der begreiflichen Er-

regtheit. Natürlich habe der Herr mit dem Mord nichts zu tun. Er fragte am Tage nach seiner Ankunft nur argwöhnisch, fast in der Minute des Mordes, ob hier schon einmal jemand gestorben sei. Fast im Augenblick, wo die Frage entkräftet verneint wurde, kam die Nachricht von dem Tode der Frau.

„Um“, machten die Beamten.

„Wie heißt der Herr?“ fragte einer.

„Bretteffer!“

„Bretteffer?“

Der Direktor versicherte eifrig, beflissen, um dem Herrn Bretteffer nicht unnötige Verlegenheiten zu bereiten (Gast bleibt Gast!), den Beamten:

„Ein schrulliger, aber harmloser Herr; leidet an fixen Ideen, daß in Sanatorien die Leute sterben, während in Wahrheit natürlich jeder, oder wenigstens fast jeder — bei uns nahezu 95 Prozent — gefunden . . .“

„Ich möchte den Herrn Bretteffer kennen lernen, forderte der Kriminalinspektor.“

„Darf ich darum bitten . . . die Angelegenheiten . . .“

„Es ist nötig, Herr Direktor.“

In diesem Augenblick wurde der Direktor dringend zu sprechen gewünscht. Von wem? Von Herrn Bretteffer, der unbedingt abreisen wolle, Herr Bretteffer stehe draußen, aufgeregt, habe schreckliche Augen — ein furchtbarer Mann in diesem Augenblick.“

„Bitte —“ forderte der Kriminalinspektor.

„Ich lasse Herrn Bretteffer bitten“, rief der Direktor.

Der kleine beleibte, spitzbärtige Herr erschien. Für den Bruchteil einer Sekunde schien er betroffen, daß der Direktor nicht allein im Zimmer saß, dann, nach zögernden Schritten durchs Zimmer, trat er zum Schreibtisch und schrieb:

„Ich ziehe aus; unerhört, eben höre ich: ein Todesfall! Das fehlte mir! Danke! Sie haben die Unwahrheit gesagt! Ich reise sofort. Bitte, ein Auto und die Rechnung . . .“

„Darf ich um Ihre Legitimation bitten“, sprach der Kriminalinspektor.

„Legitimation? Ich? Von mir? Wieso?“

Der Direktor ärgerte sich über den Beamten. Was sollte dieser schrullige Gast bei der Aufklärung des Falles nützen?

„Es ist alles schon dagewesen“, zwinkerte der Beamte.

„Also bitte, Herr Bretteffer!“

„Wer sind Sie?“

Die Beamten legitimierten sich.

„Ach so. Na schön. Warum denn nicht. Wenn es Ihnen Spaß macht. Bitte.“

Er griff in die Brusttasche, nahm eine Brieftasche heraus, barg sie sogleich hastig wieder in die Tasche und entnahm aus der Westentasche einen zerkrümelten Briefumschlag mit der Adresse: „Herr Bretteffer.“

„Ihre Brieftasche, bitte.“

„Wozu? Bin ich ein Verbrecher. Was fällt Ihnen ein?“

Die Beamten nahmen die Tasche mit Anwendung von Gewalt. Der kleine, beleibte Herr wehrte sich.

„Sie haben erstaunliche Kräfte. Ihnen ist alles zuzutrauen“, sprach der Inspektor ironisch. „Uebrigens heißen Sie gar nicht Bretteffer.“

„Meine Sache.“

Der Widerstand des sonderbaren Herrn wurde durch vereintes Handeln gebrochen. Die Beamten nahmen ihn mit; im geschlossenen Auto. Nach drei Tagen war er überführt, die Verwandte zur Erlangung eines ansehnlichen Vermögens ermordet zu haben.

Abschied vom Leben

Von Adrienne Thomas

Adrienne Thomas, die mit „Natrix wird Soldat“ einen Welkerfolg hatte, veröffentlicht im Verlag Alferi de Lange, Amsterdam, einen ausgezeichneten neuen Roman. Er heißt „Dreiviertel Neugier“ und beschreibt ein Frauenschicksal unserer Zeit. Der folgende Abschnitt ist die Schlussszene des Romans.

Viel zu früh ist Barbara am Abend auf der Bahn. Ihr Gepäck ist aufgegeben. Bis zur Abfahrt des Zuges hat sie noch über eine halbe Stunde Zeit. Langsam geht sie vor dem Bahnhofsgelände auf und ab. Der Wind segt Regen und Schnee wie Schleier über den Platz. Vogenlampen und die Lichter der großen Hotels spiegeln sich im nassen Asphalt. Hinter einem erleuchteten Fenster sieht man eine alte Dame in einem weiß-seidenen Morgenrock ihrer Maniküre gegenüberstehen.

Barbara schaut lange zu diesem Fenster hinauf. Wie sonderbar — man konnte alt werden — das ganze Leben hinter sich haben — und mit weißen Haaren seiner Maniküre gegenüberstehen als sei nichts geschehen. Das war möglich. Sie sah es ja vor sich.

„Nein!“ sagt sie und geht lächelnd weiter. Das erleuchtete Hotelfenster war vielleicht nur der Ausschnitt aus einem Museum. Das galt ja alles längst nicht mehr: Maniküre — seidener Morgenrock — und am wenigsten die weißen Haare? Das gab es nicht mehr.

Siefriert. Aber sie kann sich nicht entschließen, schon zu ihrem Zug zu gehen. Ihr gehört nur noch eine knappe halbe Stunde, und sie erscheint ihr wie die letzte zusammenschmolzene Barschaft eines großen Vermögens. Jede kleine Münze hat unwiederbringlichen Wert.

Dreißig Minuten. Völlig ihr Eigentum. Sie kann damit tun, was sie will. Sie wohnt nirgends. Nicht mehr hier und noch nicht dort. Niemand begleitet sie. Und sie wird von niemandem erwartet. Nie zuvor in ihrem Leben ist sie so frei gewesen. Losgelöst von allem. Sie darf alles. Und außer dieser kleinen von Sekunde zu Sekunde sich verringernenden Barschaft hat sie nichts mehr zu verlieren. Sie könnte zum Beispiel jetzt, zur Zeit des größten Verlusts, mit festgeschlossenen Augen langsam über den Bahnhofspalast gehen. Sie riskierte damit nicht das geringste.

Sie ist niemand und gehört nirgends hin. Ist nicht mehr hier und noch nicht dort. Das Leben hat sich von ihr abgewandt, und der Tod kümmert sich nicht um sie.

Tod? Wie war das? Sie glaubte ihm nicht. Er betrog. Lockte die Müden mit falschen Vorstellungen von der Gnade des Aufhörens: aber man hörte nicht auf. Solange noch ein Atom von einem da war, lebte es weiter als Sehnsucht und wartete. Man hörte nicht auf — und wenn man sich mit Dynamit in die Luft sprengen würde. Dynamit? Vielleicht doch Dynamit? Da konnte doch nichts von einem bleiben? Jemand wo an der Wand liebt dann vielleicht noch ein Auge. Nur ein Auge. Es sieht nicht mehr — es weint nicht mehr — kein Hirn mehr dahinter, das wartet.

Nicht mehr warten? Nie mehr warten? Jemand etwas mußte es doch geben, was einem endlich Ruhe gab —

Dacht neben Barbara hält ein Auto. Sie kann nicht sehen, wer aussteigt, aber ihre überwachten Nerven spüren schmerzhaft, daß ein Eingriff

in die Freiheit dieser letzten Minuten droht. Und sie hat sich auch nicht geirrt: die Dame, die den Chauffeur bezahlt, ist Cleo.

Als Barbara sich heute von ihr verabschieden wollte, hatte sie den Arm um sie gelegt und den Abschied hinausgeschoben: „Ich bin an Ihrem Zug.“ Barbara hatte gedankt und ihr die Abfahrtszeit des Nachmittagszuges angegeben. Mit einem Lächeln und einem sonderbaren Nachdruck in der Stimme hatte Cleo geantwortet: „Ich bin in jedem Fall an der Bahn.“

Nun war sie da. Kam ganz selbstverständlich zu dem Abendzug, als sei sie zu dieser Zeit bestellt worden. Sie mußte aber in großer Eile ausgebrochen sein. Der Mantel war nicht geschlossen und eine Haarsträhne hing ihr unter dem Hut vor. Als das Taxi sich in Bewegung setzen wollte, öffnete sie noch einmal den Schlag und griff nach einem vergessenen Blumenstrauß. Und das alles ließ sich mit ihrer pedantischen Ordnungsliebe schwer in Einklang bringen.

Barbara konnte sich gerade noch hinter einem anderen Auto verbergen. Nur noch zehn Minuten, die ihr gehören. Wer kann denn verlangen, daß man seinen letzten Groschen mit ihm teilt? Es blieb ihr ja nichts mehr — nur noch ihre letzten zehn Minuten. Sie war doch eine Schlafwandlerin und man durfte sie nicht anrufen — wußte Cleo das denn nicht?

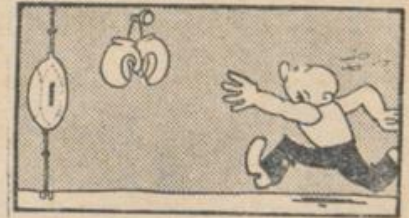
Nur noch sieben Minuten — Eher verzichtet sie darauf, den Zug noch zu erreichen, als noch einmal von einem Menschen berührt zu werden; denn dieser Mensch gehört zu dem Leben, das sich von ihr abgewandt hatte.

Keine Menschen mehr — — keine — — Jrgendwas heßt sie über den Bahnhofspalast — jagt hinter ihr her bis zur Kaiserstraße — ein Lastauto biegt um die Ecke — rasend nähern sich seine feurigen Augen — das Herz setzt aus vor Anspannung — man kann noch mit einem Sprung zur Seite ausbiegen — aber hinter ihr ist Cleo, und mit Cleo das Leben, das sich schon von Barbara abgewandt hat. Die Feuer Augen sind nun dicht vor ihr — ganz nah — aber tiefinnen haben sie ein kühles, mildes Leuchten — soll man sich ihm überlassen? Soll man nicht?

Da geht der Wagen über sie hinweg.

Der Tod steht schon bei ihr, aber für Sekunden streift sie noch einmal das Leben. Ueber sich sieht sie Cleos Gesicht, aber es verschwimmt, verwandelt sich in das der Großmutter, die ausgestreckte Hände in Kreuzesform übereinanderlegt. Eine Elbelandschaft zieht vorüber. Ganz deutlich stehen die sieben Kirchtürme am Horizont und die Achteckgeschosse der Domtürme.

Da legt der Tod ihr die Hand auf. Sie empfängt ihn ganz wach, sieht die vielen Menschen ringsum groß und erstaunt an . . . die vielen Gesichter . . . so viele Gesichter . . . nur nicht das eine, für das sie gelebt hat, das sie mit hinübernehmen möchte, das Gesicht . . . schön und häßlich, jung und alt . . . dieses Gesicht . . . Es läßt sich nicht mehr rufen. Immer wieder schiebt sich eine Partiturseite des Adagio Cantabile dazwischen, der Schluß, und nun hört sie ja auch wieder, hört die ruhevolle barmherzige Quinte im Maß hört sie, kein Holz mehr, kein Draht, hört sie und verliert langsam.



Schnell, meine Bg-Handschuhe!



Das wird eine heiße Geschichte werden.



Aber es geht zu machen!

Durch die beginnenden Nebel tönt das letzte Geschenk des Lebens . . . eine Autohupe ruft über den Bahnhofspalast . . . Als, es. Die Quinte.

Wußten Sie das schon ?

Daß es im Bereiche aller Länder des Weltpostvereins insgesamt 1 1/2 Millionen Postbeamte gibt, wovon auf Nordamerika 280.000, auf Deutschland 246.000, auf England 229.000, auf Japan 181.000, auf Frankreich 110.000, auf Britisch-Indien 107.000, auf Rußland 87.000, auf die Tschechoslowakei 42.000, auf Polen 33.000, auf Rumänien 25.000, auf Argentinien 25.000, auf Spanien, Ungarn und Italien je rund 20.000 und auf die Schweiz 16.000 entfallen?

Daß es nach den neuesten Statistiken 180 verschiedene Todesarten gibt?

Daß in einem Laboratorium in Kanada eine Menge Spinnen regelrecht als Arbeiter beschäftigt werden, um Fäden zu spinnen, die man für photographische Zwecke benötigt?

Daß die Schneebeseitigung in New York in einem einzigen Winter 3.5 Millionen Dollar kostet, daß ein einziger Schneefall bei 14 Zentimeter Schneehöhe mit folgendem Tauwetter 150.000 Dollar verschlingt, während ein anderer, nur 8 Zentimeter hoher Fall mit ein tretendem Frost 700.000 Dollar Kosten verursacht?

Daß der Sohn eines Professors in Harvard im Alter von sechs Monaten das ganze Alphabet kannte, mit zwei Jahren Lesen und Schreiben konnte und als Elfjähriger die schwierigsten mathematischen Probleme zu lösen vermochte, dennoch aber, wie die meisten sogenannten Wunderkinder, durchaus kein großer Mann wurde?

Die erste Pilzvergiftung

Sehr häufig berichten die Zeitungen im Sommer über Pilzvergiftungen. Da und dort erkrankten Menschen nach dem Genuß von „Schwämmen“, oft werden ganze Familien Opfer derartiger Vergiftungen, trotz aller Aufklärungsarbeit interessierter Kreise und trotz aller Warnungen von Sachleuten, die jeden abmahnen, Pilze zu genießen, die nicht einwandfrei als essbar erkannt worden sind.

Besonders häufig waren derartige Vergiftungen in den Jahren des Krieges, da katastrophale Lebensmittelknappheit tausende veranlaßte, in den Wäldern nach dem billigen und nahrhaften „Fleisch des Waldes“ zu suchen. Hat man doch in diesen Krisenjahre der Volksernährung sogar versucht, fremde, exotische Pilzarten im Inland zu züchten. So hat der deutsche Professor Dr. Heinrich Marx den ehbaren, japanischen Sutpila (*agaricus shiatae*) in Deutschland zu züchten versucht, der auf den Stamm von Eichen gepflanzt wurde, man war in dieser Zeit auch bemüht, die Champignonzucht, die in Frankreich auf eine Jahrhunderte alte Tradition zurückblicken kann, in Deutschland zu popularisieren. Aber alle diese Bestrebungen blieben ohne nachhaltigen Erfolg und gerieten in der Nachkriegszeit wieder in Vergessenheit, und das Pilzsuchen blieb weiterhin einem ahnungslosen Dilettantismus überlassen, der die Mühe der Sommerfrische zu solchen „Zerstreuungen“ benötigte und oft schwere Folgen nach sich zog.

Es gibt etwa 50.000 Pilzarten auf der Erde, davon etwa 200 in Mitteleuropa und wenn von diesen die meisten genießbar sind, so ereignen sich immer wieder höchst bedauerliche Unfälle. Von diesen 200 Pilzen sind bloß sieben erwiesenermaßen giftig, vier oder fünf stehen in diesem läßlichen Verdacht und doch scheint es, als ob gerade die giftigen Arten eine besondere Anziehungskraft auf die Laien ausüben würden. Wir kennen Pilzvergiftungen schon in der Antike. Aberglaube und „Zaubererei“ bemächtigte sich der Gifte zu mysteriösen Zwecken, überliefert ist uns die Tatsache, daß der griechische Richter Euripides an einem Tage seine Gattin und seine drei Kinder, die giftige Schwämme genossen hatten, verlor. Dies ist die erste Pilzvergiftung, die geschichtlich verbürgt ist. Später sind eine Reihe sehr bedeutender Persönlichkeiten auf die gleiche Weise zugrunde gegangen. So der römische Kaiser Jobianus, Papst Clemens VII, Kaiser Karl VI und andere. Der römische Kaiser Claudius soll sich giftiger Schwämme bedient haben, um sich seiner Gattin zu entledigen, seine zweite Gemahlin vergiftete ihn dann selbst auf die gleiche Art.

Wie es scheint, waren die germanischen Völker seit jeher keine besonderen Freunde des Pilzeßens und es ist wahrscheinlich, daß sie die Genießbarkeit der Schwämme erst von romanischen und slawischen Stämmen gelernt haben. Es ist kein Zufall, daß sich die erste Pilzvergiftung in Deutschland an der slawischen Ostgrenze ereignete. Der Chronist Dietmar von Merseburg berichtet, daß im Jahre 1018 in seinem Bistum sieben Bauern an giftigen Pilzen gestorben seien. Auf dem Umwege über die Klosterküchen kam die Pilzkost in Deutschland ins Volk. Aus dem Mönchslatein stammt auch das deutsche Wort Pilze, nämlich *bolitus*.

Der Kampf gegen die Pilzvergiftungen wird dadurch besonders erschwert, daß es durchaus keine allgemeingültigen Kennzeichen gibt, die giftige Pilze anzeigen. Weder das Verfärben beim Zerschneiden, noch der Geruch, noch das „Aussehen“ lassen ein sicheres Urteil zu. Deshalb wird es ratsam sein, Pilze,

die man nicht absolut sicher als genießbar erkennt, nicht zu sammeln und die Entscheidung Sachleuten zu überlassen.

Ludwig.

Sperling und Kanarienvogel

Ein Kanarienvogel, der nie die Freiheit gekannt hatte, führte bei reichlichem Futter in seinem Vogelbauer ein sorgenfreies Leben.

Eines Tages stand sein Bauer am offenen Fenster und ein hungriger Sperling erfaß die günstige Gelegenheit, sich zwischen den Gitterstäben ein paar leckere Körner herauszuschöpfen.

„Wui, schäme dich,“ piepste der wohlgenährte Gelbrod den hungrigen Gast an, „so aller Tugend vergessen zu sein wie ein gemeiner Dieb! Sieh mich an,“ fuhr er selbstgerecht fort, „ich habe in meinem ganzen Leben noch kein Körnlein aufgepickt, das nicht für mich bestimmt war.“

„Es ist wahr,“ versetzte der Sperling, „deine Tugend ist musterhaft, aber nur,“ fügte er hinzu, „weil sie nie in Versuchung kam.“

Heiteres

Die Auskunft. Ein Reisender erkundigte sich nach einem Weg bei einem Wiener. „Ja, da müssen's gradaus geh'n, allweil gradaus, nacher is's die vierte Gass'n links!“ Der Fremde dankte und ging. Ich aber packte den Amateurfremdenführer beim Nachschöhl. „Mein Lieber, Sie haben den Herrn ja in die verkehrte Richtung geschickt!“ — „Dös is' scho möglic!“ meinte mein Landsmann, „ehrl' g'lagt, i kenn d' Straße überhaupt net! Aber wissen's, d' Hauptsach is' do, daß d' Buag'tastn net am End' glaub'n, mir Beaner san a unhöfliche Menschenschlag!“

Schlaffertig. Sah da ein junger Wed und empörte sich über das Benehmen eines älteren Mannes. „Sie,“ schrie er ihn an, „ich verbitte mir diese dauernde Belästigung! Sie fixieren mich!“ „Aber, aber,“ beruhigte ihn der Alte, „don fixieren kann wohl keine Rede sein! Sie sind ja noch nicht mal entwickelt!“

Gratulation. Bei der Tante war ein Junge angekommen. Die kleine Nichte soll gratulieren und schreibt auf eine Postkarte: „Fröhliche Geburt!“

Schwiegermutter. „Deine Schwiegermutter hat ja einen kolossalen Buckel!“ — „Ja, und mich behandelt sie, als ob ich schuld daran wäre.“

Storch. „Nun, Peter, der Storch hat dir ein Brüderchen gebracht, willst du mal sehen?“ Das Brüderchen nicht, aber den Storch!“

Großpapa. Fritz: „Großpapa, hast du Zähne?“ — Großpapa: „Nein, ich habe sie schon alle verloren!“ — Fritz: „Dann kannst du mir mal meine Schinkenjammel halten, solange ich spiele.“

Eignungsprüfung. Eine der Prüfungsmethoden für Aerzte war, ein Messer auf einem schmalen, langen Strich entlang zu ziehen, ohne rechts und links abzuweichen. Bei fehlerhaften Abweichungen ertönte automatisch ein Klingelzeichen. Fast alle Prüflinge versagten. „Nennen Sie's, Herr Professor?“ fragte man einen langjährigen Chirurgen. — „Nein. Aber ich habe es auch nicht nötig.“ — „Warum nicht?“ — „Meine Patienten haben Gott sei Dank keine Klingel.“

Nat. „Geben Sie das Rauchen auf, Herr Lampe, Sie werden Ihr Leben um zwanzig Jahre verlängern!“ — „Ist es dazu nicht zu spät, Herr Doktor?“ — „Zur Besserung ist es niemals zu spät!“ — „Um . . . dann werde ich in zehn Jahren damit anfangen!“

Bahnstocher in der Sommerfrische. „Herr Wirt, haben Sie denn keine Bahnstocher?“ — „Aee, mein Lieber. Der Spaß is' mer zu teuer kummen. Ich hab welche g'habt, da ham se mir die Sommerfrischler immer glei weggeschmissen!“

Man kann nicht wissen . . . „Mutti, heute habe ich in Naturkunde die beste Antwort der ganzen Klasse gegeben!“ — „Das freut mich aber, mein Jungel! Was hast du denn gesagt?“ — „Ich habe gesagt, der Strauß hat drei Beine!“ — „Aber Jungel, der hat doch nur zwei Beine!“ — „Ja, aber die andern Jungeln haben gesagt vier!“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SRACHAUFGABE Nr. 205.

Von S. Kamstra.

(Tijdschrift v. d. Ned. Schaakb.)

Schwarz: Kd5, Dg8, Tc6, h4, Lc5, g2, Sp7, h8, Ba3, b5, b6, e7, g6. (13)



Weiß: Kd2, Dc3, Ld7, e5, Spc2, e8, Bd3, f3, f5. (9)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Jen Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 202: Sa4—e5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Lerche Franz, Wolfersdorf; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Kraus Gerhard, Turn; Hyna Josef und Hyna Franz, Hostomitz; Trlitsch Gustav, Wistorschan; Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton, sämtlich Kleinaugezd; Walter Ludwig, Robek Franz, Schmedt Ferdinand, sämtlich Kwitkau.

Kreismeisterschaft im VI. Kreis.

Die Kreismeisterschaft für 1934 nahm einen äußerst spannenden Verlauf und sah die Schachsparte Eger als Kreismeister. Die Ergebnisse der einzelnen Wettkämpfe waren folgende: Eger gegen Meierhöfen 4:4 Punkte; Mantau gegen Eger 3:5 für Eger; Meierhöfen gegen Mantau 4:4 Punkte.

Endstand: Eger 1½ Siege, 9 Punkte; Meierhöfen 1 Sieg, 8 Punkte; Mantau ¼ Sieg, 7 Punkte.

Außer Konkurrenz spielte Marienbad mit Meierhöfen 4:4, mit Mantau 5:3 für Marienbad und mit dem Kreismeister Eger 7:1 Punkten für Marienbad.

Anlaßlich des 25jähr. Bestehensjubiläums des Atus veranstaltete der 6. Bezirk in Krochwitz ein Bezirkssehachtreffen, an welchem 24 Genossen aus den Sektionen Krochwitz, Rosawitz, Tetschen und Eulau beteiligt waren. Als Sieger ging Krochwitz hervor.